

# Wirtschaft



## Was macht eigentlich ein Stromhändler?

Ein Beruf, der so wichtig ist wie noch nie - von dem aber kaum einer weiss, dass es ihn überhaupt gibt.

Yvonne Debrunner

Am Berner Viktoriaplatz, im vierten Stock des BKW-Hauptgebäudes, sieht es ein wenig aus wie in einem Handelsraum einer Grossbank: Lange Tischreihen, pro Mitarbeiter sechs Bildschirme, darauf Preiskurven und Daten. Und wenn Ralf Minnig von seinem Job als Chef des Intraday-Handels der BKW erzählt, könnte da auch ein Börsenhändler sprechen: «Die Frage ist immer: Wann kaufen oder verkaufen wir? Das absolute Tief oder Hoch zu erwischen, ist nicht einfach. Vielleicht steigt der Preis noch weiter, nachdem wir verkauft haben. Oder auch nicht. Manchmal freut man sich. Manchmal liegt man falsch. Es braucht Erfahrung, einen kühlen Sachverstand und ständig aktuelle Modelle, welche die Preisentwicklung prognostizieren.»

Im vierten Stock am Viktoriaplatz wird nicht mit Wertschriften und Währungen gehandelt, sondern primär mit Strom. Ein weiterer Unterschied zu einer Bank ist die Atmosphäre. Sie ist etwas lockerer. Die Mitarbeiter tragen keine Anzüge, sondern Jeans und Kapuzenpullover. Besucher dürfen den Handelsraum auch betreten, ohne vorher das Handy abzugeben, und es hat im Grossraumbüro sogar ein paar Zimmerpflanzen.

### Früher ging es gemächlicher

Den Beruf, den die Händlerinnen und Händler vor den Bildschirmen ausüben, gibt es eigentlich schon lange. Strom kann nicht in grossem Umfang gespeichert werden. Wer Strom produziert, muss diesen gleichzeitig einem Verbraucher liefern können. Elektrizitätsunternehmen haben deshalb seit jeher Strom ausgetauscht. Wer zu viel produzierte, gab etwas ab. Wer zu wenig hatte, kaufte dazu. Ursprünglich lief das per Telefon. «Die BKW rief vielleicht ein, zwei Mal am Tag bei anderen Energieversorgern in der Schweiz an und fragte, ob sie noch etwas kaufen oder verkaufen wollen», erzählt Ralf Minnig.

Es ist eine Erzählung aus einer anderen Zeit. Einer Zeit, bevor die Strom-



Solaranlagen und Windräder haben dazu geführt, dass viel mehr Strom gehandelt wird. Foto: picture-alliance

märkte europaweit liberalisiert wurden. Damals hatten die Elektrizitätsunternehmen fixe Versorgungsgebiete, also festgelegte Regionen, in denen sie die Kunden konkurrenzlos mit Strom beliefern konnten - so wie es bei den Kleinverbrauchern in der Schweiz noch heute der Fall ist. Mit Wetterprognosen versuchten die Energiekonzerne zu berechnen, wie viel Strom die Kunden ungefähr brauchen würden. War es mehr, als die eigenen Kraftwerke hergaben, bat man die Kunden auch mal, auf das Waschen am frühen Abend zu verzichten. Oder man baute Reservekraftwerke, die hochgefahren wurden, wenn es sie für die eigenen Kunden brauchte.

Heute dient der Grosshandelsmarkt als Reserve, der Marktpreis ist das Steuerungsinstrument. Ist der Preis hoch, lohnt es sich für Energieunternehmen, die eigenen Kraftwerke anzuwerfen. Sie können dann anderen Unternehmen, die Strom brauchen, diesen lukrativ verkaufen. Liegt der Preis hingegen unter den eigenen Produktionskosten, ist es sinnvoll, die eigenen flexiblen Kraftwerke abzustellen und den benötigten Strom am Markt einzukaufen. «Buy low, sell high», ist die Devise - beim Strom wie auf den Finanzmärkten.

Dass der Job heute so wichtig ist wie nie zuvor, zeigen die Handelsvolumina: Heute kauft und verkauft die BKW deut-

lich mehr Strom, als sie überhaupt produziert. Vor allem im ganz kurzfristigen Stromhandel haben die gehandelten Mengen in den vergangenen Jahren stark zugenommen. Bei diesem Intraday-Handel wird Strom noch ganz kurz vor der Lieferung gekauft oder verkauft. Bis 60 Minuten vor der Lieferung kann in der Schweiz noch gehandelt werden, künftig dürfte es noch kurzfristiger werden.

### Blick auf den Wetterbericht

Dass der kurzfristige Handel enorm viel wichtiger wird, hängt mit dem Bau von Solaranlagen und Windrädern in ganz Europa zusammen. Bei ihnen ist erst

kurzfristig bekannt, wie viel Strom sie produzieren. Der Anteil der fluktuierenden Produktion nimmt also zu. Ziehen Wolken auf oder flaut der Wind ab, bricht die Stromproduktion ein. Kurzfristige Knappheiten müssen dann über flexible Kraftwerke oder die Grosshandelsmärkte ausgeglichen werden, ebenso Überschüsse - die Händler nennen das «Positionen glätten».

Im Intraday-Handel können die Preise für die einzelnen Viertelstunden des Tages heftig ausschlagen. Wenn die neuesten Wetterinformationen stark von den vorhergehenden abweichen. Oder wenn ein Kraftwerk kurzfristig ausfällt. In der Regel nimmt das Kaufen und Verkaufen kurz vor dem jeweiligen Handelschluss so richtig an Fahrt auf. Die Preise springen dann rauf und runter. Und manchmal auch der Puls der Händler. In dieser Phase lässt sich besonders viel Geld verdienen - aber auch verlieren.

### Zocken dürfen sie nicht

Zocken dürfen die Händler aber nicht. Sie haben Limiten, die vom Risikomanagement überwacht werden. Pro Deal könnten je nach Timing aber erhebliche Beträge gewonnen oder verloren werden, sagt Minnig. Die Handelsentscheidungen jedes Einzelnen wirken sich direkt auf das Unternehmensergebnis aus. Das sei die wesentliche Triebfeder, möglichst gut abzuschneiden.

«Stromhandel ist ein «people's business», sagt Minnig. Der Erfolg hänge von den Mitarbeitenden ab. Meist sind es Leute mit Ingenieurs- oder Betriebswirtschaftshintergrund, nicht selten direkt ab Studium, die dann aber zuerst eine Ausbildung im Unternehmen absolvieren müssen, bevor sie Stromlieferverträge abschliessen dürfen.

Wichtig im Intraday-Handel sei, dass man schnell Entscheide fällen könne, sagt Minnig. Für Zauderer sei das nicht der richtige Job. Auch nicht für Leute, die um 17 Uhr nach Hause wollen. Strom wird in drei Schichten rund um die Uhr an sieben Tagen pro Woche gehandelt. Im vierten Stock am Viktoriaplatz brennt deshalb immer Licht.

**Geld** Weshalb nennen wir eine Bank Bank? Was hat es mit dem Tafelsilber auf sich? Wie kam Liechtenstein auf den Franken? Und bei welchem Punkttestand startete der Dow Jones? Ein neues Büchlein klärt diese und andere Fragen. *Adrian Sulc*

## Franken und Rappen sind Ausländer

Mit der Bank verhält es sich einfach: Im Althochdeutschen war damit der Tisch eines Geldwechslers gemeint. Der Tisch stand ursprünglich nicht in einer Filiale, sondern im Freien. Auf ihm stapelten sich die zum Tausch bereiten Münzen, wie Thomas Weibel in seinem jüngst erschienenen Büchlein «Bare Münze» schreibt. Der frühere «Bund»-Redaktor und heutige Professor an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur erzählt in 49 Episoden verschiedene Geschichten rund um das Geld. Zur Urform der Bank gibt es noch anzufügen, dass die Gläubiger diese im Falle eines Bankrotts zu Kleinholz schlugen. Davon zeugt die italienische Wortschöpfung *banca rotta*, die vom italienischen Verb *rompere* (zerbrechen oder zerschlagen) abgeleitet ist.

Nachdem mit dem Römischen Reich auch das einheitliche Währungssystem untergegangen war, kam es in Europa zum Münz-Wildwuchs. Karl der Grosse wollte dem ein Ende bereiten. Er ordnete im Jahr 739 ein neues System an: 12 Silberpfennige ergeben einen Schilling, 20 Schillinge wiederum ein Pfund. Der Name war Programm: Aus

einem damaligen Pfund Silber wurden genau 20 Schillinge bzw. 240 Pfennige geschlagen. Autor Weibel nennt die Währung den «Euro des Mittelalters». Mit der Zeit wurde sie jedoch von Währungen im Dezimalsystem abgelöst - nur in Grossbritannien konnte sich das umständliche System bis 1971 halten. Das Pfund lebt bis heute weiter, und auch mit Schillingen wird in Kenia, Somalia, Tansania und Uganda immer noch bezahlt.

Wenn es in den Medien heisst, ein Unternehmen verkaufe sein Tafelsilber, dann ist das ein Sprachbild. Gemeint sind etwa Immobilien, die zu Geld gemacht werden können. Den Ausdruck konnte man früher aber auch wörtlich verstehen: So musste der römisch-deutsche König Maximilian I. im Jahr 1496 sein silbernes Besteck aus Geldnot verpfänden. Der preussische König Wilhelm I. wiederum liess aus seinem Tafelsilber Münzen prägen, wenn die Staatskasse leer war.

War Napoleon Bonaparte ein Tyrann oder ein Modernisierer? In Falle der

Währung trifft Letzteres zu: Nach der Eroberung der Eidgenossenschaft 1798 sollten die kantonalen Währungen wie Batzen oder Taler durch den Franken ersetzt werden. Doch das Projekt scheiterte, weil zu wenig Silber für die neuen Münzen vorhanden war. Erst nach der Gründung des Bundesstaats 1848 wurde die Schweizer Einheitswährung Realität. Den Rappen gab es hierzulande bereits länger. Das kam so: In Freiburg im Breisgau wurden Pfennigmünzen mit Adlerkopf geprägt. Das Volk bezeichnete den Adler aber als Raben, woraus der Rappen entstand. 1387 beteiligten sich verschiedene Schweizer Kantone, darunter auch Bern, am Rappenmünzbund. Dieser sollte den Handel erleichtern. «Der Franken aus Frankreich, der Rappen aus Süddeutschland - die Schweizer Währung ist eine Ausländerin», schreibt Weibel.

Nicht nur bei den Münzen, auch bei den Banknoten herrschte in der Schweiz Wildwuchs. Denn die Nationalbank gab ihre ersten Noten erst 1907 aus - vorher waren die Banken frei, ihre eigenen Banknoten zu drucken.

Die allererste Bank, die diesen Schritt machte, war die Deposito-Cassa der Stadt Bern, heute bekannt als DC Bank. Die Bank, die damals der Stadt Bern gehörte, gab in ihrem Gründungsjahr 1825 eine Note im Wert von 500 französischen Francs aus. De facto handelte es sich um einen Gutschein für die Aushändigung des entsprechenden Betrags. Andere Banken zogen nach, so 1834 die Berner Kantonalbank. Doch im Alltag spielten die Münzen noch lange die grössere Rolle.

Das Nachbarland Liechtenstein fühlte sich Österreich lange näher als der Schweiz. Und so zahlte man in der Mini-Monarchie mit der Währung der Donaumonarchie. Doch mit dem Ersten Weltkrieg begann in Österreich-Ungarn die Inflation, die auch Liechtenstein empfindlich traf. Viele Bürger gingen nach und nach dazu über, inoffiziell mit dem Schweizer Franken zu zahlen, um der Geldentwertung zu entgehen. Und so beschloss der liechtensteinische Landtag am 11. April 1924, den Franken zum offiziellen Zahlungsmittel zu machen. Die Referendumsfrist verstrich ungenutzt, und so wurde

der Wechsel der Landeswährung am 26. Mai 1924 Realität.

Wer in den USA Geld anlegt, wirft gerne einen Blick auf den Dow-Jones-Index. Was nur wenige wissen: Der Börsenindex der 30 grössten US-Unternehmen wird für seine Aussagekraft oft kritisiert. Denn die Zusammenstellung des Indexes obliegt nicht der New Yorker Börse selbst, sondern dem «Wall Street Journal». Das geht auf den Journalisten Charles Dow zurück, der den Index 1884 ersann. Zusammen mit seinem Kollegen Edward Jones gab er das Vorgängerblatt des «Wall Street Journal» heraus. Der erste Index enthielt Aktien von elf Unternehmen, neun davon Eisenbahngesellschaften. Und er enthielt noch keine Gewichtung, was später korrigiert wurde. Zwei Jahre später entwickelte Charles Dow den Dow Jones Industrial Average. Der Index startete bei knapp 41 Punkten - heute, 131 Jahre später, steht er bei 20 900 Punkten.

Thomas Weibel: *Bare Münze. Gallier und heilige Gänse: Was es über Geld zu wissen gibt.* 2017, 132 Seiten, 24 Franken.